

# Der reichste Mann der Welt [Fortsetzung]

Autor(en): **Clas, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 1

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751546>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der reichste Mann der Welt

Roman von Werner Claus

4. Fortsetzung

Copyright by Schweiz. Korrespondenzbüro E. Picard, Zürich

«Ich bin Deutscher. Hören Sie, Herr Berndt, ich bin nur zu Ihnen nach Wien gekommen, um Sie etwas für mich Wichtiges zu fragen.»

Dimms Tonfall war unwillkürlich strenge und befehlend geworden und er sah mit Befriedigung, wie der Mann hinter dem Pult sich zusammenduckte:

«Mith? Ja was denn?» murmelte er.

«Ich wollte Sie fragen, ob Sie sich aus Ihrer Jugend auf dem ostpreussischen Schloß Pillow an die dortige — die dortige Dienerschaft, das Personal erinnern?» Dann noch lauter: «Sie müssen sich erinnern, wer mit Ihnen dort war!» Der Mann atmete auf:

«Ja — das kann ich schon, ich war ja sechzehn Jahre alt, wie ich hingekommen bin und zweiundzwanzig wie mein Vater gestorben ist, und ich nach Wien zu meiner seligen Mutter z'ruckgefahren bin, die alsdann die Kollektur übernommen hat — ja, das war'n Zeiten!»

«Erinnern Sie sich an ein Mädchen in Pillow: die schwarze Marie?»

«Natürlich — na logisch! Marie Schmidt hat's gheissen — ein tulli Katzerls, sag ich dem Herrn, aber sie war net lang bei uns, sie ist dann nach Marienburg und, ich glaub, später nach Danzig, von dort hat's uns eine Ansichtskarten geschrieben — ja, ich hab ein gutes Gedächtnis, wenn ich heut schon ein alter Thaddäil bin —» Dimm fuhr mit der rechten Hand in den Rockausschnitt, diesmal aber um die Hand aufs Herz zu drücken, als er weiter fragte:

«Ist sie allein fort?»

«Ja, ich glaub, sie hat dann gheirat, scheint mir, aber das weiß ich net gwiß! Wozu braucht denn der Herr das zu wissen?»

«Die Marie Schmidt ist meine Mutter.»

«Ach — sowas —, da handelt sich's wahrscheinlich um eine Erbschaft, was? Ein reicher Onkel in Amerika.»

«Etwas Aehnliches. Und erfreuen sich noch andere aus Pillow des Lebens, die Sie kennen? Entsinnen Sie sich vielleicht eines gewissen Dimitri Adow?» Dimm sprach den Namen angstvoll und vorsichtig aus wie etwas Heiliges.

«Na — Dimitri habn wir kein ghabt, das müßt ja ein Ruß gwesen sein!»

«Ja — ein russischer oder polnischer Musiklehrer. Die Gräfin — sehen Sie hierher — erinnert sich sehr gut an ihn, die hat ein noch treueres Gedächtnis als Sie —» Dimm hielt dem Manne den Brief vor die Eisenbrille.

«Das muß vor oder nach meiner Zeit gewesen sein — oder die Gräfin irrt sich.»

«Ihre Schwester glaubt sich aber auch zu erinnern — dieser Dimitri war ein Musiklehrer, Klavierlehrer bei den Komtessen.»

«Da habn wir ein paar ghabt. Zuerst war da einer aus Riga — ah, den wird die Gräfin meinen, Stanislas hat er gheissen, ein schwerer Kerl, ein Feschak, der ist aber bald weg, der Graf hat ihn nausschmissen und dann ist ein alter Herr kommen, ein Deutscher, Langbein hat der gheissen.» Dimm unterbrach sehr aufgeregt:

«Warum ist dieser Lehrer aus Riga fort? Warum hat ihm der Graf den Laufpaß gegeben?»

«Weil ein Stubenmadel ein Kind von ihm kriegt hat — aber der hat Stanislas gheissen, net Dimitri, wir habn ihn nur Stani gheissen.» Dimm war wütend, zwischen den Brauen schnitt schieb die Kerbe ein:

«Da irren Sie eben. Die Gräfin wird sich doch besser an ihren Lehrer erinnern, als Sie, nicht?»

«Na — meintwegen! Wenn ich's auch genau weiß, daß er Stanislas gheissen hat, und ein Zunamen hat er ghabt auf «sk», daran erinnere ich mich jetzt auch.» Dimm beugte sich noch weiter über das Pult und sagte kurzatmig:

«Herr Berndt — ich weiß es ganz bestimmt, daß der Musiklehrer Dimitri geheissen hat, mit Familiennamen Adow — Sie müssen sich irren — Sie müssen!» Der Lotterjekollekteur lachte und nahm eine Prise aus seiner Horndose:

«Herr — machens mich net blöd! Ich bin zwar schon ein alter Mann, aber was ich weiß, weiß ich — Stanislas hat er gheissen und dann sowas wie Bodsky oder Blodsky, wartens: Bradsky, jetzt hab ich's, es leben ja noch ein paar von die damaligen Leut in Pillow. Fragens doch die; die Gärtner im Schloß sollen noch dort sein sogar, hab ich gehört. Und dann ist da der Sohn vom Koch, Moßjee Gaudriot, der war damals Küchenbursch, der ist Koch in einem Hotel in Augsburg, er schreibt mir manchmal.» Der alte Mann holte eine Ansichtskarte aus einer Lade. Hotel «Drei Mohren», Augsburg, Maurice Caudriot heißt er.» Dimm hatte das breite hagere Gesicht völlig zusammengekrampft, er sah aus wie ein altes Lederkissen, als er sagte:

«Der Koch wird mir nichts anderes sagen als die beiden alten Damen und die Gärtnerleute, mit denen ich schon gesprochen habe — Sie haben sich da etwas in den Kopf gesetzt —»

«Ich net, Herr — Sie habn sich was in Kopf g'setzt!» Dann weiter an den Fingern mit dem eingewachsenen Ehering zählend: «Dann schreibens der alte Miß Hatton, die hat mich erst vor a paar Monat da besucht, die war als junges Madl Engländerin bei uns, sie wohnt in Manchester, die Adreß hab ich wo aufgeschrieben —; wieder suchte er in seiner Lade, dann reichte er den Zettel dem Besucher hinüber: «Da steht's drauf; die hat den Stanislas gut kennt.»

«Den Dimitri meinen Sie. Danke — noch jemand?» Dimm war ganz blaß vor Unmut, beherrschte sich aber mit aller Mühe und, als Berndt ihm noch Namen und Adresse eines Gutsverwalters nannte, der in München leben sollte, sagte er schwer atmend, aber mit seiner leisesten und liebenswürdigsten Stimme und einem verzweifelten Ausdruck um die Brauen:

«Herr Berndt — wenn die Gräfin diesen Brief abgefaßt hat, werden Sie sich doch nicht Lügen strafen wollen —, Lügen strafen' sehr gut — Dimm schlug sich in Gedanken auf die Schulter. «Bestätigen Sie mir, daß Sie diesen Musiklehrer gut gekannt haben — lassen wir meinethalben den Namen ganz fort — und daß der Graf ihn wegen einer Beziehung zur «schwarzen Marie» entlassen hat.»

«Nein — mein lieber Herr — das kann ich net! Erstens hat der Bradsky mit der Marie nix zu tun ghabt und zweitens kann ich nix bestätigen, was ich net genau weiß.» Dimm versuchte ein Aeußerstes: er sah sehr scharf in die kleinen Trinkeräuglein und flüsterte vertraulich:

«Ich bin ein reicher Mann, Herr Berndt — es soll mir nicht darauf ankommen, Ihnen die große Mühe, die Sie mit dieser Bescheinigung haben, zu vergüten.» Da aber stand der Kollekteur auf — man sah nun erst, daß er ebenso aufgeschwemmt wie kurzbeinig war, und fauchte:

«Was — falsche Zeugenaussag? Irreführung der Behörden? Was fällt denn Ihnen ein, Herr? Der Mann hat Stanislas gheissen und wann Sie mir tausend Schilling

daher legen, kann man aus ihm kein Dimitri oder Schani machen!»

«Aber die Gräfin hat doch —» begann Dimm atemlos wie von langem Lauf, und es war ihm auch ebenso zumute.

«Die Gräfin — was, die Gräfin — das ist mir wurscht. Herr! Die Gräfin tut was sie will, und ich tu, was ich will — und ich weiß so sicher als wie, daß der schwarze Polack, oder was er war, Stanislas gheissen hat und daß der Herr Graf ihn net wegen dera Marie hinausg'lahnt hat, versteht's? Und jetzt lassens mich in Frieden — fragens den Koch oder die alte Miß oder fragens wems wollen — hab die Ehre.» Und sich zu einer eben eintretenden alten Frau mit Umhängetuch wendend: «Ah — sowas — ob man das schon gehört hat, 's Wort im Mund umdrehn — wünsch gut Abend, Frau Brumhumsier, wie gehts, wie stehts — ein Estratto heut? Hat Ihnen vielleicht ein Numero träumt? Dimm stülpte seufzend seinen Hut auf den großen Schädel und verließ den Laden. Draußen blieb er in der schon dämmernden, glutaussehenden, kleinen Gasse stehen: schrecklich war das gewesen! Diese Sicherheit, diese Grobheit, diese Gemeinheit! Ja — alles hatte der nur aus Rechthaberei gesagt, nur aus Eigensinn! Sollte man die Aussage eines alten Trinkers zu hoch bewerten? Wie heiß es war, und wie bleiern die Luft auf den Kopf drückte! Man war kein Jüngling mehr — vielleicht war es schon zu spät, diese große Sache zu beginnen? Nein — nein, kein solcher Gedanke mehr! Nach München — dann auf einen Tag heim, nach dem Geschäft sehen, dann nach Augsburg und nach England!

Er lief schnaufend eine abwärtsführende Straße hinter, fragte einen Polizisten nach dem nächsten Postamt und telegraphierte von dort aus an Mister Grant in St. Moritz.

«Grant, St. Moritz, Stahlbadhotel . . .»

Drei Stunden später hielt der Anwalt die Depesche in Händen und las: «Ehemaliger Kellereihilfe in Pillow bestätigt Entlassung Musiklehrers wegen unehelichen Kindes mit Magd. Fahre München zu früherem Gutsverwalter.» Grant ließ zuerst das Blatt fallen, dann setzte er sich schwerfällig in einen Fauteuil. Ueber vier Wochen dauerte diese tolle Geschichte nun, die Ischias war hier im Stahlbad fast ganz vergangen, es wirkte beinahe besser als Katharinenbad — Fügung des Schicksals. Grant mußte lachen: es gab gar kein Schicksal, wenn einer selbst die Fäden zog, statt sich ziehen zu lassen, wenn man durchschaute, wie die Fäden liefen, dann war das ganze Leben ein Spaß. Da war dieser närrische Schneidermeister; seine ganze Dummheit wäre spurlos verschwunden, kein blutiger Teufel hätte sich drum gschert, wenn nicht das kluge Köpfchen des Mister Hannibal W. Grant auf die Idee verfallen wäre, die Trommel dafür zu schlagen, um sich selbst zu helfen, um den Zeitungen eine Sensation zu verschaffen, um diesen Lactag-Leuten gutbezahltes Lesen auf die Mühle zu leiten, und um vielleicht wirklich diesem Dimm unter die Arme zu greifen. Zehn neue Klienten hatten Grant und Holligan in diesen Wochen bekommen, darunter vier ebensolche Narren wie der Schneider: Erbschaftsprozesse, Alimentationsansprüche gegen Millionäre und dergleichen.

Grant trat auf den Steinbalkon seines Zimmers im Hotel «Stahlbad» und sah hinaus: der See dehnte sich im Zwielficht der hinter den Schneebergen scheidenden

(Fortsetzung Seite 14)



**Dr. Giuseppe Motta, Bundespräsident für 1937**

Photo Marga Steinmann

Zum fünftenmal bekleidet Bundesrat Motta das höchste Amt, das die Schweiz zu vergeben hat. Nur zweimal seit 1848 ist diese Ehre einem Mitglied der schweizerischen Exekutive zuteil geworden: die beiden Bundesräte Schenk und Welti saßen sechsmal auf dem Präsidentenstuhl der Eidgenossenschaft. Bundesrat Motta fünfmal, in den Jahren 1915, 1920, 1927, 1932 und 1937. Außerdem gab es im vergangenen Monat Dezember im Leben und in der Magistratenlaufbahn Bundesrat Mottas zwei andere Marksteine: am 14. Dezember waren es 25 Jahre her, seit er 1911 in den Bundesrat gewählt wurde, und am 29. Dezember beging er seinen 65. Geburtstag.

*1915, 1920, 1927, 1932... 1937. Pour la cinquième fois M. le conseiller fédéral Giuseppe Motta assume la présidence de la Confédération. C'est la troisième fois, depuis 1848, que pareil bonheur échoit à un membre de notre exécutif. Jusqu'ici, seuls MM. les conseillers fédéraux Schenk et Welti ont occupé six fois le siège présidentiel. Par ailleurs, on se plaît à remarquer que le 14 décembre dernier, il y avait un quart de siècle que M. Motta était élu au Conseil Fédéral, et que, le 29 décembre, il entrait dans sa 65ème année. M. Motta est de façon continue depuis 1920, le chef de notre délégation à la S. D. N.*

Sonne und der mit dünnem Schein heraufrückenden Mondsichel, der Piz Julier stand scharf und abgehoben gegen die Metallbläue des späten Abendhimmels, von Samaden her zogen lange mondbeglänzte Wolkenbänder über Muotta Murail; wie Lichtreklame, dachte der Amerikaner. Dann sah er zu den weißen Hotel-Klumpen nach St. Moritz-Dorf hinauf und nickte: ein grandioser Anblick, diese ungeheuren Bauten mit den Kuppeln und Türmchen und vielen beleuchteten Fenstern mitten zwischen den Bergen — das war beinahe so schön wie das nächtliche Neuyork. Ja, alles hatte man drüben, nur keine Berge! Immerhin: Radio City war auch ein herrliches Werk! Und bei dem Gedanken an den Besitzer dieses Vergnügungspalastes, den alten Rockefeller, kehrte Grant zu Dimitriades zurück: alle Nachrichten des guten Dimm waren brauchbar für die Zeitungen und für die «Lactag»-Burschen, aber keineswegs, um einen Prozeß zu beginnen. Nicht einmal drüben, geschweige in Europa, wo sie doch mit den Gerichtsdingen viel strenger waren. Der Brief der Ahnfrau aus Norwegen hatte die «Lactag» auf sein Drängen veranlaßt, den Spesenbeitrag zu erhöhen, auch war er durch ein paar Zeitungen gegangen, aber welches Gericht erhob daraufhin und auf die Aussagen anderer menschlicher Scherben eine Klage gegen den reichsten Mann der Erde? Und mit den Richtern hier konnte man doch auch kein «ernstes Wort» sprechen! Nun — vielleicht fand der Schneider noch etwas wirklich Dokumentarisches, ein Trauzugnis, ein Taufzeugnis — bis dahin konnte man nicht mehr machen als Propaganda. Immerhin, die «Lactag» war zufrieden: der Kurs ihrer Aktien hielt sich, der edle Sir schien doch abzuwarten, wie sich die Sache entwickelte. Lassen wir den Herrn Dimm also reisen! Und wenn der Arzt hier die Kur für beendet erklärte, dann würde sich auch ein happy end dieser komischen Geschichte ergeben haben, ja, jedenfalls für Grant und Holligan, Lawyers — was doch die Hauptsache war.

### Das Gefändnis.

Man lebt nicht im Kloster, und wäre es auch nur eines des goldenen Kalbes, ohne gefahrlos sich unter die «Laien» zu mischen — dies hatte sich der junge Baker in den beiden Tagen nach der ersten Begegnung mit der Deutschen immer wieder gesagt: sie war gewiß eine «Aventuriere», wie sie alle Fremdenplätze der Welt bevölkern, eine Hochstaplerin, vielleicht nur — der günstigste Fall — eine Spekulantin auf eine reiche «Partie».

Am besten war es, ihr, wenn sie sich melden sollte, eine Abweisung zuteil werden zu lassen — wie oft hatte Sir Francis gewarnt, nichts sei gefährlicher für einen Menschen, der es zu etwas bringen wolle, als Dauerbeziehungen. Ach — man stand über der Sache, man beobachtete, man ließ sich keineswegs gehen, es war besser, diese Carola Schmidt zu sehen, mit ihr zu sprechen, als sie glauben zu lassen, man fürchte sie. Am zweiten Abend aber hatten sich Gefühl und Betrachtung schon ein wenig gewandelt: nun wünschte man das Wiedererscheinen der Unbekannten, man erschrak, wenn der alte Diener ins Zimmer kam, wenn man eines der Telephone klingeln hörte. Und als dann am dritten Vormittag die helle, laute und rasche Stimme im Ohre klang, da hatte man — und zugleich fluchte man sich selbst — nicht einmal mehr die Selbstbeherrschung, die Fragerin auf den nächsten oder übernächsten Tag zu vertrösten. Dann war man mit ihr am Abend in der Stadt umhergegangen, hatte vor einem Caféhaus ein Eis gegessen und hatte sich dann sehr förmlich auf dem Viale von ihr verabschiedet. Kaum aber hatte man den Rücken gedreht, hatte man sich wieder in seine ingrimigen, menschenverachtenden Gedanken hineingezwungen: unmöglich zu sagen, ob «die Person» es ehrlich meinte, war sie vielleicht gar eine Spionin? Galt ihre Lebenswürdigkeit dem Autobesitzer, der in der Villa Sir Dimitriades wohnte? Sie hatte zwar kein Wort darüber gesprochen, aber die Menschen waren ein abscheuliches Gesindel und Frauen im besonderen! Na — man würde ihr auf die Finger sehen! Und er sah Carola wirklich in den nächsten Tagen stundenlang «auf die Finger», er küßte diese Finger sogar, als sie miteinander durch die statuengeschmückten und springbrunnen-durchplätscherten Zypressengänge des Boboligartens gingen.

Ja, er wagte es, nach einer Woche, bei einer nächtlichen Heimfahrt, den Arm um Carolas schlanke Schultern zu legen und sie an sich zu ziehen, worauf sie allerdings mit einem Kopfschütteln und ungewohnt ernstem Gesicht ihn zurückdrängte, und den für ihn völlig rätselhaften Satz flüsterte — über den er noch tagelang nachdachte —: «Bitte — nicht! Das darf leider nicht sein!...»

Sie hatte «leider» gesagt und erst nach einer Sekunde wurde es ihr klar, was sie sich mit diesen beiden Silben vergeben hatte. Aber sie waren die Wahrheit gewesen: schon nach der allerersten Begegnung war sie in ihn verliebt gewesen. Sie hatte ihm bei ihrer zweiten Begegnung alles erklären wollen, hatte sich gehaßt, weil sie nicht den Mut dazu gefunden hatte, hatte ihn wieder und wieder gesehen, den Kampf in seinem Innern zwischen Menschenverachtung und wachsender Neigung genau bemerkt, und dennoch sich nicht entschließen können, ihm zu sagen, daß sie ihn betrug. Und betrog sie ihn denn? Gewiß — sie wollte die Sache des Vaters, ihre eigene Sache dem reichen Manne vortragen, dazu war sie nach Florenz

Tagelang, viele Tage lang, hatte er «mit sich gerungen», wie ein Eremit mit dem Teufel, um sich von zweifelhaften und höchst bedenkliden Neigung freizumachen — vergebens! Immer wieder hatte seine Jugend gesiegt: wie lange willst du warten, du Narr, hatte er sich gesagt, hier ist ein wunderschönes Mädchen, liebenswürdig und liebenswert — hast du Angst vor ihr? Ja, und zwei Tage später war man abends in Fiesole gewesen und hatte auf die im dunkelrosa Abendschein schimmernde Stadt hinuntergeblickt und er hatte Tränen in den feuchten Augen Carolas gesehen. Und als er sie leise gefragt hatte, warum sie weine, hatte sie, wieder erblassend, geantwortet:

«Weil es so schön ist und so traurig —»

«So traurig?» Ach, wenn man nur wüßte, woran man mit diesem Mädchen war! Nun weinte sie wieder, sie, die sonst immer nur lachte, mit ihrem herrlichen Munde! Damals hatte er fest, ganz fest sich vorgenommen, sie zur Abreise zu drängen. Es half nichts als zu Unglück und krummen Wegen! Konnte man ruhig arbeiten, wenn

einem ununterbrochen die rätselhaften Aeußerungen dieser rätselhaften Person einfielen? Von wem war sie ausgesandt? Handelte sie auf eigene Faust? Und wozu machte sie sich an ihn heran? Man mußte einmal in der Via San Sebastiano anfragen, vielleicht wußten die Vermieter mehr von dieser angeblichen «Vergnügungsreisenden!» Und dann hatte er doch wieder Tage verstreichen lassen und war mehr und mehr dem Glanze dieser Lebenslust verfallen, die seines Menschenhasses Kehrseite war. Und erst gestern war er nach Via San Sebastiano gegangen. Er preßte so stark den Mund zusammen, daß die Lippen völlig verschwanden und raste im Hundertkilometertempo die breite Allee von Platanen und Zypressen hinan...

Mitten auf dem großen, von Bäumen umstandenen Platz vor dem Caféhaus hielt er an und ging neben ihr an die Rampe, um hinunterzusehen. Dann fragte er plötzlich:

«Wohnen Sie in einer Pension? Oder haben Sie ein Zimmer gemietet?» Carola wurde blaß, aber man sah es nicht im Abendrot:

«In einer Pension — aber ich will ausziehen, in die Stadt hinunter. Da werden Sie die Mühe haben, mich abholen zu müssen.» Er schwieg dann, als man schon an der Brüstung stand und auf die in unerhörter matter Pracht aufschimmernde Stadt hinunter sah.

«Sie sind dort unzufrieden?» Wieder dieser schreckliche, mißtrauische Tonfall.

«Ja — ich will mir ein nettes Zimmer am Arno mieten —.»

Er sagte nichts mehr, berührte nur mit seinem Arm ihren Ellenbogen, als sie nun zusammen das einzigartige Bild betrachteten: die schwarzen, alten Brücken über dem opalblauen Wasser des Flusses, wie Tore zu dem von orangerot bis hellgrün verschwebenden Horizont,

mitten zwischen den verschitteten Dächern die vollkommene Kuppel des Domes, Abbild des tiefer und tiefer ins Blau der Nacht zurücksinkenden Himmels, goldene und dunkelrosa Türme, der kühne, schattige Speer des «alten Palastes», die Nadel von Santa Maria Novella, der Wachturm des Bargello. Und dann blitzte beinahe zu gleicher Zeit das Pizzicato der Laternen rechts am Arnoufer auf und hoch im sich schon dunkel entfärbenden Himmel die ruhige Fermate des Abendsterns. Später standen sie vor der hohen Treppe der Kirche von San Miniato und blickten zu der im Sternenlicht glänzenden Fassade mit dem goldenen Mosaik hinauf. Sie bemerkte im Dunkel sehr wohl, trotz ihrer eigenen Erregung, wie er sie immer wieder von der Seite betrachtete, wie sie sonst so beherrschter Atem rascher ging. Es duftete nach Rosen und ein wenig bitter dazwischen, nach Lorbeer oder Rosmarin. Die Zikaden schrillten und zirpten. Sie schloß die Augen und fühlte, wie er ihre Schultern umfaßte. Dann sagte er endlich:

«Hören Sie, Fräulein Carola.» Er sprach aber nicht weiter. Sein Kopf näherte sich dem ihren — es war, als senke sich die ganze Hitze des südlichen Abends herab — und er küßte sie mehrmals sehr entschlossen, beinahe wie im Krampf, auf den Mund. Noch immer wagte sie nicht, die Augen zu öffnen; nun mußte sie ihm gestehen, daß sie eine Schwindlerin war, nun mußte sie es tun, sei mutig, du liebst ihn, du darfst ihn nicht betrügen! Aber, wenn du — ihn liebst — willst du ihn dann verlieren?

(Fortsetzung Seite 18)

## Zug DER JAHRE

**Die Zeit verweilt in uns — und höher hebt  
Sich nur der Blick: Vergänglichches zu fassen.  
Er ist von Unrast wehmütvoll belebt,  
In sich gefestigt wohl, doch auch verlassen  
Von jenem hohen Trost der Milde,  
Die ging und schwand — mit dem gesunkenen Bilde.**

**Der Zug der Jahre, schattenhaft verklärt,  
Verweilt nicht fern von uns und abgeschieden;  
Was sie uns nahmen und was sie gewährt,  
Löst sich nicht auf in ewig stillen Frieden.  
In uns das Echo bleibt gelebter Taten,  
Wir können dieser Mahnung nicht entraten.**

CARL HEDINGER

gekommen, dazu hatte sie sich an seinen Sekretär, diesen reizenden, blassen Mister Bissh, herangemacht, mit List und Hinterlist. Aber sie betrog ihn nicht: sie liebte ihn.

Nun fuhren sie also wieder einmal — es war an einem Sonntagabend — über die mit Zypressen, mit Wein und Pinien und silbernem Oelbergschaum überwachsenen Hügel gegen Piazzale Michelangelo, er hatte gesagt, er wolle ihr seinen Lieblingsplatz, das innerste Herz des Herzens von Italien zeigen: die Kirche San Miniato. Dann aber hatte er gleich wieder geschwiegen und etwas in sein Notizbuch geschrieben. Wortlos saßen sie nebeneinander und ahnten nicht, daß sie sich mit genau denselben Gedanken beschäftigten: beide riefen sich an diesem stillen Abend Teile und Teilchen von Gesprächen ins Gedächtnis zurück, die sie miteinander geführt hatten und beide erschauerten, wenn sie daran dachten, wie sich alles in so kurzer Zeit entwickelt hatte.

Carola dachte an eine Szene in einer Bildergalerie, es waren die Uffizien gewesen, und er hatte ihr ein Frauenporträt von Bronzino gezeigt, mit dem sie angeblich eine gewisse Ähnlichkeit haben sollte.

«Sie übertreiben schrecklich!» hatte sie lächelnd gesagt. «Das ist doch eine schöne Frau.» Und er hatte zum ersten Male — es war am Beginn der zweiten Woche gewesen — ihr voll in die Augen geblickt und mit bösem Gesichte und einem Seufzer geantwortet:

«Sie sind vielleicht noch schöner — leider.» Und dann hatte er wieder geschwiegen...



Im Glanze der Nachmittagssonne

Blick auf Eselmoos bei Adelsboden und auf den Großen Lohner (3025 m). — *Jeu de lumière sur l'Eselmoos et le Grand Lohner près d'Adelsboden.*

Photo Eggli

